
CRITICAL WEB 2.0 STUDIES und die Botschaft der neuen Medien

von ROBERT SIMANOWSKI

Nicholas Carr, *The Shallows: How the Internet Is Changing the Way We Think, Read and Remember*, London (Atlantic Books) 2010.

Geert Lovink, *Networks Without A Cause: A Critique of Social Media*, Malden (Polity Press) 2012.

Evgeny Morozov, *The Net Delusion: The Dark Side of Internet Freedom*, New York (PublicAffairs) 2011.

Sherry Turkle, *Alone Together: Why We Expect More from Technology and Less from Each Other*, New York (Basic Books) 2011.

In seinem im Frühjahr 2012 erschienenen Buch *Networks Without a Cause* vermerkt der australisch-niederländische Medienwissenschaftler Geert Lovink «a new wave of Net critics such as Siva Vaidhyanathan, Sherry Turkle, and even Evgeny Morozov» (9). Wichtig ist die Betonung auf *neu*, denn wie einflussreiche Publikationen der Digital Media Studies um die Jahrtausendwende zeigen, war die Forschung von Anfang an kritisch, sei es bezüglich Cyberdemocracy, «Echo Chambers» (Lovink, 2) oder Identitätstourismus.¹ Zehn Jahre später veröffentlichen nun die von Lovink genannten Autoren Studien zu Politik und Kultur des Internet, die mehr oder weniger der Forderung «to rethink the Web 2.0 hype» entsprechen, die Lovink gemeinsam mit Ned Rossiter und der italienischen Gruppe Ippolita schon 2009 in den *10 Web 2.0 Theses* erhob.² Lovink selbst, der sein Buch *A Critique of Social Media* untertitelt, gehört zweifellos zu den vehementesten Verfechtern einer kritischen Netztheorie, Nicholas Carr, dessen 2010 publiziertes Buch über die Zerstörung der Lesekultur durch das Internet 2011 auf Deutsch erschien, gewiss zu den

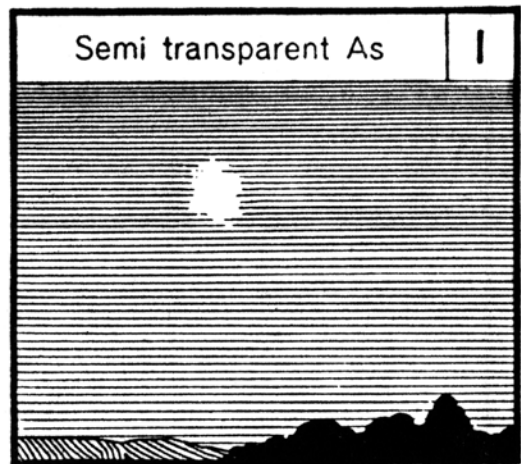
populärsten. Themen, Argumente und Methoden dieser Netzkritiker seien am Beispiel von Lovink, Carr, Turkle und Morozov illustriert.

Geert Lovinks Buchtitel greift eine der *10 Web 2.0 Theses* auf, wonach das Web 2.0 keine wirkliche Subkultur hervorgebracht habe, sondern die bisherige Anarchie des WWW ökonomisch und politisch zähmte: «What's new are their «social» qualities: the network is the message.» Der soziale, partizipative, demokratische Aspekt der entstandenen Öffentlichkeit ist dabei nicht ausreichend, wenn diese ohne wirkliche Entscheidungsmacht und ohne gemeinsames Ziel bleibt, wie Lovink im Buch ausführt. Das übliche Lob auf den «citizen journalism» kontert er mit einer Kritik der Blog-Kultur: «Many «users of blogs» do not conform to larger ideals but display a culture of «detached engagement».» (2) Lovink lässt offen, worin die größeren Ideale bestehen könnten und wie sich sein Befund zu McLuhans Medienbegriff verhält. Er unterlässt auch die Durcharbeitung seiner Titelthese, die unter anderem zur Frage geführt hätte, inwiefern die Selbstgenügsamkeit der Netzwerke eine Folge der ökonomischen und politischen Domestizierung des Internet ist oder eben die Botschaft des Mediums. Denn *Wired*-Autor Jon Katz hatte den «citizens of the Digital Nation» schon 1997 attestiert, keinerlei «big ideas» zu Armut, Bildung oder anderen sozialen Fragen zu hegen, sich also nicht durch nationales oder soziales Bewusstsein zu konstituieren, sondern durch Mediennutzungspraktiken.³ Umsichtige Netzkritik könnte und müsste den Befund der Netzwerke ohne Ziel zugleich theoretisch auswickeln durch die Kontrastierung mit anderen Beschreibungsmodellen der Gegenwart: das Ende der Geschichte, der großen Erzählungen, der Politik, des

Optimismus. Tritt die Technologie an die Stelle der Sozialutopie und hat damit ihren *cause* in sich selbst? Ist die Selbstbezogenheit der Netzwerke ihre geschichtsphilosophische Pointe?

An solchen Spekulationen ist Lovink – auch wenn er die Critical Web 2.0 Studies auf «less obvious emerging cultural logics» ausrichten will (10) und auf «speculative futurism» (23) – nicht interessiert. Seine Forschungsgegenstände bleiben offensichtlich genug – «real-time, linking vs. liking, and the rise of national webs» (10). Die Kapitel seines Buches arbeiten sich ab an Facebook, Google, WikiLeaks, Weblogs, Internet Radio, Information Overload, Comment Culture und Online Video Aesthetics. Zu all diesen Themen offeriert Lovink eine Fülle guter Einfälle – die Forderung eines «dialectical programming» (138), Medienabstinenz als Teil der *media literacy* (28) – und inspirierender Begrifflichkeiten – «petabytes of millipinions» (12). Dabei scheint das Buch formal den Postulaten seines Gegenstandes folgen zu wollen, wenn es eingängige Schlagwörter über subtile Analysen stellt. Beispiel für die Flüchtigkeit der Diskussion ist die Behandlung von Natalie Bookchins berühmter Videoinstallation *Mass Ornament* (2009) als «paradigmatic» für die Frage: «If we agree that all artworks are collaborative, multi-authored efforts, how can they transmit a unique style and message?» (141) Lovinks Antwort – die «solo acts» und «self-portraits» der Tanzenden auf den verschiedenen YouTube-Videos würden in Bookchins Montage «part of a collective statement» – ist nicht falsch, bleibt aber weit unter dem, was hier zu sagen wäre. Schon der Titel der Arbeit, der Kracaurs berühmten Essay evoziert, sollte deutlich machen, dass die gesammelten Video-Readymades Teil eines wohlgedachten individuellen Statements der Künstlerin werden, so wie im Kunstwerk nicht die Raumercheinung eines Gegenstandes seine Bedeutung ist (wie Kracauer der Fotografie attestiert), sondern die Bedeutung des Gegenstandes zur Raumercheinung wird.

Auch wenn das Buch oft theoretische Rigorosität vermissen lässt, seine Stoßrichtung – «[to] address the politics and aesthetics of network architecture» (9) – ist unerlässlich für die geforderte Netz-Theorie jenseits affirmativer empirischer Mediennutzungsstudien. Der kritische Impuls, das macht dieses Buch so anregend, lebt in jedem seiner Elemente: wenn Lovink eine marxistische Analyse Googles fordert (8), wenn er die Verdrängung der «serious parallel (second-self culture)» des Web 1.0 durch Facebooks «commitment to the Real Self» aus dem Geiste



der Ökonomisierung und staatlichen Kontrolle der preisgegebenen Daten erklärt (40) und noch, wenn er die Politik des Privaten erörtert, in unscheinbaren Nachbemerkungen: «It is not simply that we have something to hide. Let's hope we all do.» (31)

Anders als Lovink fragt die Sozialpsychologin **Sherry Turkle** nicht nach dem Ökonomischen und Politischen hinter dem Technischen, sondern konzentriert sich ganz auf die Kritik des Mediennutzungsverhaltens. Turkle beschreibt ihre Methode als «intimate ethnography», die konkret in qualitativen Interviews mit rund 450 Menschen besteht, aus denen Turkle Medientheorie in Anekdotenform generiert. Die erste Anekdote, die auch den Titel des Buches erklärt, betrifft Turkle selbst: Eine Konferenz in Japan, es gab Wi-Fi und fast alle folgten kaum den Vorträgen, für die sie doch so weit angereist waren: «at this conference, it was clear that what people mostly want from public space is to be alone with their personal network» (14). Aber man meint nicht nur die physisch Anwesenden, man ist auch online nicht wirklich präsent, wie unter anderem das Beispiel der 30jährigen Werbemanagerin Ellen zeigt, die während der wöchentlichen Skype-Telefonate mit ihrer Großmutter Emails erledigt und dies zwar schuldbewusst berichtet, sich gegen das Multitasking-Dispositiv des Mediums aber nicht wehren kann. Turkles Fazit ist schon in der Formulierung traditionsbewusst kulturpessimistisch: «connectivity and its discontents» (XLIV).

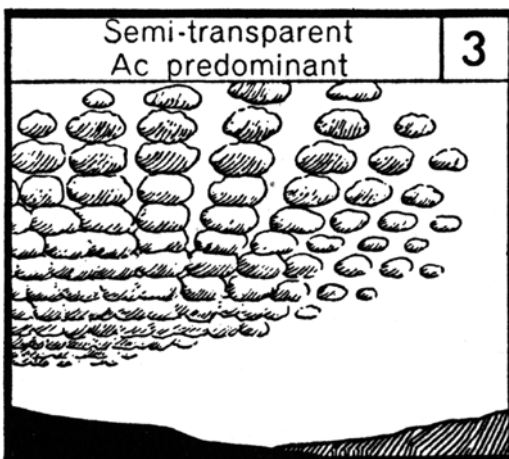
Angesichts der rasanten Entwicklung der neuen Medien und der damit einhergehenden grundlegenden Verände-

nung der Situation des Menschen ist es gewiss wichtig, an die Geschichten von gestern zu erinnern, da es noch als unhöflich galt, dem Bruder in einer Rundmail die eigene Verlobung kund zu tun (XLVI), Mitreisende zu Zeugen der Privatgespräche zu machen (155) oder einen physisch anwesenden Gesprächspartner «on «pause» zu setzen, wenn das Handy klingelt (241). Ebenso interessant sind die Geschichten der Gegenwart (zum Beispiel die Online-Beichten im Kapitel *True Confession*) und der Zukunft (der erste Teil des Buches über die zunehmende Bedeutung des Roboters im individuellen und gesellschaftlichen Leben).

Gleichwohl fragt man sich, ob es so vieler Einblicke in persönliche Praktiken bedarf für so wenige Einsichten im Feld der Theorie. Turkle beschreibt mit der Genauigkeit der Ethnologin, wie sie zu ihren Informationen kam – mit dem 46jährigen Pete, der vor seiner enttäuschenden Ehe in virtuelle Affären in *Second Life* flieht, trifft sie sich, wie man erfährt, an einem für die Jahreszeit viel zu warmen Sonntag im Spätherbst –, spart aber hartnäckig bei der Hypothesenbildung. Wenn Turkle zum Beispiel die Online-Beichten als folgenlose Geständnisse gegenüber Fremden abtut – «It does nothing to improve our practical situations. It may keep us from taking positive action because we already feel we've done «something»» (372) –, vergibt sie die eigentlich spannenden Aspekte des Phänomens. Die Veröffentlichung und Demokratisierung der Beichte am Schweigegebot und Absolutionsmonopol der Kirche vorbei hat schließlich nicht nur moralische, sondern auch ethische Konsequenzen. Die Öffentlichkeit der Vergehen beeinflusst zwangsläufig die öffentliche

Bewertung von Vergehen, Quantität bestimmt, auch hier, Qualität. Was aber, wenn die Statistik gefälscht ist? Wenn die Hälfte der gebeichteten Ehebrüche Erfindungen sind, um, wie Turkle für einen Fall berichtet, sich ein interessantes Leben anzudichten? Für solche Fragen ist Turkles methodischer Ansatz nicht gewappnet, und so bleibt es bei vielen interessanten Anekdoten mit wenig überraschenden Auswertungen; «some good conversation starters», wie es in einer *goodreads*-Review heißt.

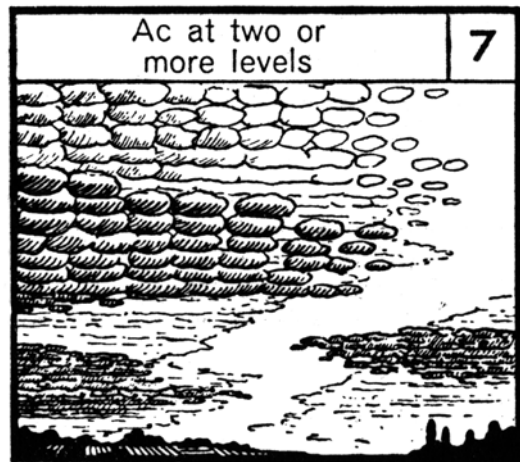
Wie bei Turkle, so lebt auch die Medienkritik des Publizisten **Nicholas Carr** vom Kulturpessimismus, nun aber formuliert aus McLuhans Perspektive der den Ahnungslosen aufgezwungenen Medienpostulate. Das Buch ergänzt die These aus Carrs Essay *Is Google Making Us Stupid? What the Internet is doing to our brains*, der 2008 in *The Atlantic* erschien,⁴ um literaturhistorische und neurowissenschaftliche Exkurse zur Rolle des Buches in der Menschheitsgeschichte und zur Funktionsweise des Gehirns. Die These besagt, dass die Kultur des Multitaskings und Power-Browsings am Computer die Fähigkeit zur konzentrierten Tätigkeit durch die Sehnsucht nach Ablenkung verdrängt. Ohne *deep reading*, zitiert Carr die Hirnforscherin Maryanne Wolf, gibt es auch kein *deep thinking* und kein Gedächtnis, weil die Gegenstände nicht mehr lang genug unsere Aufmerksamkeit genießen, um per Synapsenbildung vom Hippocampus zur Hirnrinde, also vom Kurz- ins Langzeitgedächtnis verschoben werden zu können. Carrs Dystopie vom Verlust der Lesekultur erinnert an Bernhard Stieglers Buch *Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien*, das den generationsspezifischen Übergang von der «deep attention» zur «hyper attention» als reflexionslose «Wachsamkeit» für verschiedene Stimulationen problematisiert.⁵ Zugleich denkt man an Walter Benjamins *Kunstwerk*-Aufsatz mit der Interpretation der von den Zeitgenossen allseits beklagten Schockwirkung der Bilder als Übungsinstrument für jene gesteigerte Geistesgegenwart, die das beschleunigte Leben der Moderne verlangte. Denn wenn die Gegner der Carr'schen Position und der von ihm referierten neurowissenschaftlichen Studien unterstreichen, dass die Multitasking-Praktiken des Internet zu erhöhter Gehirntätigkeit führen (so Gary Small in seinem Buch *iBrain*), moduliert diese Argumentation die Ersetzung von Geistesarbeit durch Geistesgegenwart, die Benjamin damals vornahm.



Der Politologe **Evgeny Morozov** war die kritische Stimme, als die Massenmedien 2009 die Proteste im Iran gegen Ahmadinedschad und 2011 den arabischen Frühling der Wirkung von Facebook und Twitter zuschrieben. Morozov nennt dies *digital orientalism*: Der Westen kompensiert seine Ahnungslosigkeit bezüglich der Situation in der arabischen Welt, indem er die Rolle seiner Technologie als Demokratisierungsmittel in politisch rückständigen Ländern hochspielt. Dass Morozov das Kind mit dem Bade ausschüttet und die Mobilisierungskraft ignoriert, die Twitter durchaus in der Bekanntmachung von Videos über staatliche Gräueltaten hatte, mag daran liegen, dass er als Konvertit schreibt, der, so Morozovs Eingangsbekenntnis, vor kurzem selbst noch zu den Cyberutopisten gehörte, die im Internet die Lösung aller gesellschaftlichen Probleme sahen. Dass Morozov mitunter zu voreiligen Schlüssen neigt und gar eigenen Argumenten widerspricht, mag seine Liebe für pointierte Formulierungen erklären. So ist seine Kritik des *slacktivism* – «Today, aspiring digital revolutionaries can stay on their sofas forever – or until their iPad's batteries run out – and still be seen as hereos» (187) – pointiert und kurzsichtig, denn wenn der KGB Regimegegner heute vor allem im Internet aufspürt, wie Morozov im Kapitel *Why the KGB wants you to join Facebook* illustriert, ist auch das Sofa – oder wo immer man sitzt, wenn man sich in den Online-Diskurs einbringt – keineswegs so sicher, wie hier unterstellt.

Die viel effektivere und kostensparendere Überwachung mittels Software ist neben *digital orientalism* und *slacktivism* das andere große Thema des Buches. Im Gegensatz zur verbreiteten Ansicht, das Internet diene per se demokratischer Meinungsbildung und der Organisierung demokratischer Kräfte, ist das Internet für Morozov vor allem ein Mittel der Kontrolle und Einschüchterung. Zwei Innovationen der softwaregenerierten Überwachung sind für Morozov die Ausblendung des Menschlichen – das im Stasi-Film *Das Leben der Anderen* den Stasi-Offizier noch auf die Seite seines Opfers übertreten lässt – sowie die Früherkennung künftiger Meinungsführer und Delinquenten durch die statistische Analyse der Häufigkeit von Tweets und Retweets.

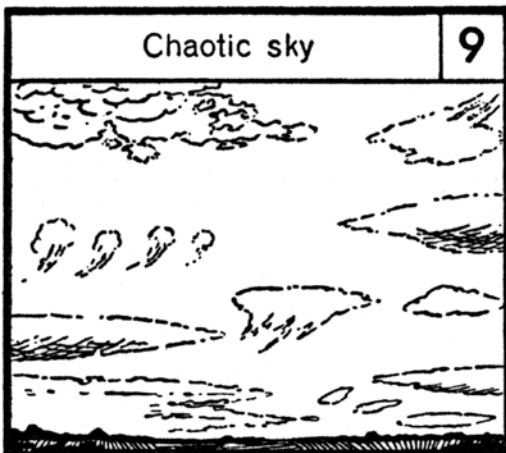
Das Verdienst dieses Buches ist zweifellos, angesichts der Euphorie der Massenmedien über die demokratiefördernde Wirkung des Internet, daran zu erinnern, dass das Medium nicht schon die ganze Message ist, beziehungsweise zu fragen, inwiefern seine verschiedenen Botschaften (zensurlose Kommunikation, automatische



Datenauswertung) sich gegenseitig relativieren. Zugleich verdeutlicht Lovinks Antwort auf Morozov den Schnitt, der die neue Welle der Netz-Kritik durchzieht: «The insight that the internet can be used for both good and evil should never become our concluding remark» (160) Lovink wirft Morozov «offline romanticism» vor und fordert statt dessen die Entwicklung eines «long term view on how networked technologies should and should not be embedded in political and cultural practices» (160). Medienwissenschaft ist hier, das unterscheidet Lovink von Turkle, Carr und Morozov, ganz klar dem politischen Aktivismus verbunden.

Um ein Fazit dieser vier Beispiele der «new wave of Net critics» zu ziehen: Sie sind informativ und kritisch in vielerlei Hinsicht, aber nicht besonders mutig. Die Vorstöße erschöpfen sich in der Kritik des Offensichtlichen: der Macht der *corporate programmers* (Lovink), der Überwachungsfunktion des Internet (Morozov), des Verlusts von traditionellen Kommunikationsformen (Turkle) und Kulturtechniken (Carr). Das sind alles zweifellos wichtige Interventionen. Gleichwohl vermisst man forscheres Nachfragen, auf welches gesellschaftliche Problem die Dispositionen der neuen Medien eigentlich eine Antwort sind. Kann man mit vergleichbarer Hinterlist wie einst Benjamin die naheliegende Kritik des Neuen dekonstruieren?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, zumindest für etwas Überraschung zu sorgen. Wenn zum Beispiel Turkle den Trend zu «weak-tie relationships» (13) in sozialen Netzwerken mit dem Wunsch nach Kontrolle be-



gründet – «Today, our machine dream is to be never alone but always in control. This can't happen when one is face-to-face with a person» (157) –, drängt sich die Frage auf, inwiefern dieser Trend eine Reaktion auf die Risikogesellschaft (Beck) darstellt und zugleich dem Modell des flexiblen Menschen (Sennett) entspricht. Wenn Turkle die Funktionalisierung der Smart Phones – «the place where loneliness can be defeated» – als Selbstverlust kritisiert – «[b]ut if we are always on, we may deny ourselves the rewards of solitude» (3) –, ist genau diese sozialpsychologische und kulturphilosophische Prämisse der fruchtbaren Einsamkeit auf ihre aktuelle Geltung zu prüfen.

Im gleichen Sinne lässt sich Carrs Klage über den Verlust des tiefen Denkens mit Blick auf Isaiah Berlins berühmte Denk-Typen Igel und Fuchs diskutieren, wie es Ben Macintyre in seinem *Times*-Artikel *We need a dug-out canoe to navigate the net* (28.1.2010) nahelegt. Berlin zufolge sehen die Igel die Welt aus der Perspektive einer leitenden Idee, während die Füchse vielerlei Ideen leichthin aufnehmen, ohne sich einer bestimmten ganz zu verschreiben. Ist das Igeldenken in seiner Zuspitzung totalitär und fundamentalistisch, wie Macintyre unterstellt? Ist die beklagte Umstellung von Deep- auf Hyper-Attention also das wahrnehmungspsychologische Übungsfeld einer multikulturellen Gesellschaft? Oder erzeugt im Gegenteil der Modus des Browsens und Scannens statt Toleranz nur Indifferenz, die jederzeit in Fundamentalismus umschlagen kann, gerade weil ihr die Durchdachtheit wahrer Toleranz fehlt?

Auch bei Lovink, der in der Manier der Lesesuchtdenbatte um 1800 dem Web 2.0 Zeitverschwendung vor-

wirft – «the networks without cause are time eaters, and we're only being sucked deeper into the social cave without knowing what to look for» (6) –, wäre eine Reflexion der impliziten teleologischen Zeitvorstellung angebracht. Wohin ist der Mensch nach dem Ende der Geschichte und der großen Erzählungen phylogenetisch noch unterwegs? Woraufhin entwirft er sich ontogenetisch noch? In welchem Sinne also muss er die Zeit sinnvoller einsetzen als er es in den Netzwerken tut? Der italienische Philosoph Gianni Vattimo hatte angesichts der postmodernen Orientierungskrise 1985 seinem Berufsstand eine neue Funktion zugewiesen: Den Menschen nicht mehr zu zeigen, wohin sie unterwegs sind, sondern wie man unter der Bedingung lebt, nirgendwohin unterwegs zu sein.⁶ Ließe sich die phantastische Kommunikation der Netzwerke als Antwort auf dieses Problem verstehen? Die Hyperaktivität auf Facebook als Befreiung vom Horror vacui, als glücksspendende Tiefe des Oberflächlichen? Es gibt gute Gründe, einer solchen Perspektive entgegenzutreten. Mit diesen Gründen sollte eine wirklich umsichtige Medienkritik entweder beginnen oder enden.

¹ Etwa bei: David Bell, Barbara M. Kennedy (Hg.), *The Cyberculture Reader*, New York, London (Routledge) 2000; Lisa Nakamura, *Cybertypes: Race, Ethnicity, and Identity on the Internet*, New York, London (Routledge) 2002; Andrew Shapiro, *The Control Revolution*, New York (Public Affairs) 1999; Cass Sunstein, *Republic.com*, Princeton, NY (Princeton Univ. Press) 2001; David Trend (Hg.), *Reading Digital Culture*, Malden (Blackwell) 2001.

² Ippolita, Geert Lovink, Ned Rossiter, FCJ-096 *The Digital Given: 10 Web 2.0 Theses*. In: *The Fibreculture Journal* 14 (2009), <http://fourteen.fibreculturejournal.org/fcj-096-the-digital-given-10-web-2-0-theses>, gesehen am 5.7.2012.

³ Jon Katz, *Media Rants. Postpolitics in the Digital Nation*, San Francisco (HardWired) 1997, 52f.

⁴ Online unter: <http://www.theatlantic.com/magazine/toc/2008/07>, gesehen am 15.7.2012.

⁵ Bernard Stiegler, *Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien*, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 2008. Vgl. auch Marie-Luise Angerers Sammelrezension zu Bernard Stieglers Publikationen in *ZfM* 5, 2010, 177–180.

⁶ Gianni Vattimo, *Jenseits vom Subjekt. Nietzsche, Heidegger und die Hermeneutik*, Wien, Graz (Passagen) 1986 (Orig. 1985), 17.

PICTORIAL GUIDE FOR C_H-CLOUDS

